GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Lebenslänglich (…) auf Bewährung“. Zur strukturell bedingten Verschuldung von Wissenschaftler*innen

Barkhausen, Anita

2020

https://doi.org/10.25595/3673

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Barkhausen, Anita: *„Lebenslänglich (…) auf Bewährung“. Zur strukturell bedingten Verschuldung von Wissenschaftler*innen*, (2020), 169–174. DOI: https://doi.org/10.25595/3673.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v29i1.20

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

plin Internationale Beziehungen zu sein: Glasdecken und Elfenbeinkeller"). In: Alternatif Politika. 12 (i. E.).

Erdogan, Recep Tayyip, 2010: Rede auf einem Parteimeeting am 31.7.2020. Internet: https://www.haberturk.com/polemik/haber/537849-kadin-ve-erkegin-esit-olmasi-mumkun-degil (13.2.2020).

Erdogan, Recep Tayyip, 2012: Rede auf der Internationalen Familienplanungskonferenz am 25.5.2012. Internet: https://www.bbc.com/turkce/haberler-turkiye-44026368 (12.2.2020).

„Lebenslänglich (...) auf Bewährung"[1] Zur strukturell bedingten Verschuldung von Wissenschaftler*innen

ANITA BARKHAUSEN

Letztes Jahr musste ich am Ende eines Arbeitstages als Wissenschafts-Coach konstatieren, dass sich alle meine Gesprächspartner*innen auf die eine oder andere Art als schuldig erlebten. Da war z.B. von dem schlechten Gewissen die Rede, trotz durchgearbeiteter Wochenenden zugesagte Artikel-Deadlines nicht einhalten zu können. Oder davon, ein dreiviertel Jahr nach Ablauf eines Drittmittel-Projekts, von Arbeitslosengeld lebend, immer noch den abzuliefernden Projektbericht schuldig zu sein. Oder bei einer gemeinsamen Herausgeberschaft beteiligte Kolleg*innen wiederholt vertrösten zu müssen, weil man einfach nicht hinterherkomme. In allen drei Gesprächen wurden Erschöpfungszustände durch ein Zuviel an Arbeit benannt, gefolgt von Selbstbezichtigungen („ich bin einfach zu langsam", „ich bin nicht gut genug", „ich verzettele mich immer", „ich bin eine drittklassige Wissenschaftlerin*") und dem Ansinnen, ich möge als Wissenschafts-Coach behilflich sein, effizienter, besser, schneller zu werden. Solche Arbeitsaufträge, die zunächst einmal den Logiken der Selbstoptimierung folgen, möchte ich freilich nicht 1:1 annehmen, doch mein Interesse an dem Phänomen war geweckt. Als Forschungs-Supervisorin, die seit zwanzig Jahren neben ihrer psychotherapeutischen Arbeit mehrmals pro Woche Wissenschaftler*innen coacht, stieß ich natürlich nicht zum ersten Mal auf Schuldbewusstsein in der Sphäre wissenschaftlichen Arbeitens, aber die Häufung machte mich stutzig. Mit einer seitdem sensibilisierten Wahrnehmung muss ich rein empirisch feststellen: Das Thema hat eine neue Dimension erreicht.

Zunächst einmal gehe ich *nicht* davon aus, dass die Wissenschaftler*innen, die sich an mich wenden, überdurchschnittlich neurotisch sind. Vielmehr stelle ich die These auf, dass es sich bei der jeweils individuell erlebten Schuldthematik um ein strukturelles Phänomen handelt, das der universitäre Wissenschaftsbetrieb systematisch hervorbringt. Am eigenen Leib durchlebt wird dieses strukturelle Phänomen

der Verschuldung, meiner Wahrnehmung nach, vorwiegend von Menschen, die im sozialen Feld des Wissenschaftsbetriebs von einer marginalisierten Position herkommen. Viele Frauen* sowie Menschen mit eigener oder familialer Migrationsgeschichte und/oder sog. „bildungsfernen" Herkunftsmilieus meinen, unabhängig von ihrer aktuell erreichten Karrierestufe, den persönlichen Beweis ihrer rechtmäßigen Zugehörigkeit zur Scientific Community zu ihren Lasten immer wieder neu erbringen zu müssen.

Das sogenannte Hochstapler-Syndrom (Klinkhammer/Saul-Soprun 2009) oder Impostor-Phänomen (Magnet 2018), bei dem die Betroffenen im universitären Wissenschaftssystem trotz großer Leistungen fortwährend Angst haben, mit ihrem vermeintlichen „Bluff" aufzufliegen, ist meiner Ansicht nach eine subjektiv erfahrene Ausdrucksform dieser nie nachlassenden Beweislast.

Was sind das für strukturell bedingte Schulden, die den einzelnen Akteur*innen für die Chance auf eine Hochschulkarriere aufgebürdet werden?

Die deutsche Hochschullandschaft hat sich in den letzten 20 Jahren sehr dynamisiert. Im Rahmen der Zwölf-Jahres-Regelung – sechs Jahre vor und sechs Jahre nach der Promotion –, die durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz im Jahr 2007 eingeführt wurde, sorgen aufeinanderfolgende, befristete Kettenverträge dafür, dass Akademiker*innen im Wettlauf um die wenigen entfristeten Stellenperspektiven oft bis mit Mitte 40 Angst haben müssen, ohne adäquate Alternative auf eine Professur ganz aus dem System zu fallen. Daran hat auch die Novelle des Wissenschaftszeitvertragsgesetz von 2016 kaum etwas geändert. Ein hochkompetitives Feld erzeugt nie endenden Druck, neue Drittmittel einzuwerben, Veröffentlichungen mit hohem Impact-Faktor zu erzielen, für die Sichtbarkeit der Forschungsleistungen in digitalen Medien zu sorgen, sich national und international zu vernetzen und regelmäßig gut evaluierte Lehrveranstaltungen, zur Not unbezahlt, anzubieten. Um sich bei diesem Wettrennen nicht von der Konkurrenz abhängen zu lassen, kommen viele so gut sie irgend können dem immensen Erwartungsdruck nach, und gehen in unbezahlte Vorleistungen, arbeiten mehr als Vollzeit auf Teilzeitstellen und verschulden sich sowohl zeitlich als auch monetär.

Mit Pierre Bourdieu (1982, 1992) lässt sich das universitäre Wissenschaftssystem als ein soziales Feld begreifen, in dem das ökonomische, kulturelle, soziale und symbolische Kapital der Akteur*innen in Abhängigkeit von ihrem Geschlecht, Herkunftsmilieu („bildungsnah/-fern") und etwaiger Migrationsgeschichte ungleich verteilt ist.

Ohne Geschlechter- und andere Identitätsunterschiede weiter affirmativ fortschreiben zu wollen, kann man es empirisch benennen: Der Frauenanteil an deutschen Hochschulen sinkt mit jeder Karrierestufe. Laut amtlicher Hochschulstatistik lag der Anteil an Professorinnen in Deutschland 2017 bei 24%. In den letzten zehn Jahren ist er trotz aller Anstrengungen der Gleichstellungspolitik nur um 5% gestiegen. Der Gender Report 2019 zur Situation an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen, dem Bundesland mit der größten Hochschuldichte, belegt darüber hinaus einen verdeckten Gender Pay Gap vom Mittelbau bis zu den Professuren (vgl. Kortendiek

u.a. 2019, Teilstudie C). Personen mit familialer Migrationsgeschichte und/oder aus sog. bildungsfernem Familienhintergrund haben ebenfalls deutlich geringere Karrierechancen an der Hochschule. Aber Männer* mit hochschulbildungsferner Herkunft werden deutlich öfter Professor* als Frauen* mit einer hochschulbildungsfernen Herkunft Professorin* (vgl. Mauer 2019).

Didier Eribon bezeichnet (2016) in „Rückkehr nach Reims" sein soziales Kapital als homosexueller Akademiker aus der Arbeiterklasse als ein negatives, in den roten Zahlen befindliches Schuldenkonto:

„Wenn das verfügbare soziale Kapital in erster Linie aus der Menge der gepflegten und mobilisierbaren verwandtschaftlichen Beziehungen besteht, dann könnte ich behaupten, dass mein Werdegang mit all meinen familien- und milieubezogenen Fluchtbewegungen nicht nur kein positives, sondern ein negatives soziales Kapital mit sich brachte: Nicht aufrechterhalten und pflegen musste ich diese Verbindungen, sondern kappen und auslöschen" (ebd., 85).

Ob man sich zur Überwindung des Herkunftsmilieus von seinen verwandtschaftlichen Bezügen abschneidet, wie Eribon es hier schildert, oder ob man in beide Richtungen immer wieder mühsame Übersetzungsleistungen erbringt − die Aufnahme in ein akademischen Milieu wird für dort marginalisierte Personengruppen mit doppelter Fremdheit und Anpassungsdruck bezahlt. Je weniger selbstverständlich Zugänge und Teilhabe am ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Kapital für bestimmte Akteur*innen sind, desto bereitwilliger setzen sie in der Regel Mechanismen der Selbstausbeutung ein. Zunächst besteht die Währung, in der es zu Verschuldungsprozessen kommt, in der Hergabe von Zeitressourcen (vgl. Rosa 2005). Zu verzeichnen ist eine entgrenzte Bereitschaft zur Investition unbezahlter Lebenszeit in das (Nach-)Liefern einer im Rückstand befindlichen Wissensproduktion – im Rückstand, weil die bezahlte Arbeitszeit strukturell nicht ausreicht, um den verinnerlichten Erwartungen des sozialen Feldes Genüge zu tun. Für die bereits erworbene oder noch zu erwerbende Chance auf Zugehörigkeit zur Scientific Community kommt es zur Verschuldung am eigenen Leib. Grundbedürfnisse nach Schlaf, regelmäßigen Mahlzeiten, zwischenmenschlichen Bezügen und Bewegung werden systematisch vernachlässigt zu Gunsten eines höheren Arbeitspensums. Die Verantwortung für eine schlechte Selbstsorge und die damit einhergehenden Risiken für körperliche und psychische Gesundheit wird im Zuge neoliberaler Steuerung allerdings ebenso den einzelnen Menschen zugeschrieben wie die gesellschaftliche Erwartung, sich für Exzellenz produktiv zu verausgaben. Hier findet eine „Umkehrung der sozialpolitischen Schuldverhältnisse" statt (Lessenich 2008, 119). Die Bereitschaft, sich zeitlich entgrenzt für wissenschaftliche Projekte zu verausgaben, wird, um mit Lessenich zu sprechen, zum „doppelten Urteilsspruch: lebenslänglich – und auf Bewährung" (ebd. 118).

Für einzelne Akteur*innen ist es schwer, diese strukturelle Rationalität zu durchbrechen. Natürlich ist es vonnöten, den verheerenden Folgen der Neoliberalisierung von Hochschulen mit diversen *politischen* Strategien zu begegnen, wie es z.B. der-

zeit durch das gewerkschaftliche Aktionsbündnis „Frist ist Frust“ geschieht (fristist-frust.net). Neben solchen wichtigen politischen Handlungsimplikationen setze ich in meinem Wirkungsfeld als Wissenschafts-Coach unter emanzipatorischen Gesichtspunkten bei den *individuellen* Handlungsperspektiven von Wissenschaftlerinnen* an. Ein Dreh- und Angelpunkt hierfür stellt in meinen Augen eine Transformation der inneren Kritikerin* dar.

Bezugnehmend auf den kommunikationstheoretischen Ansatz von Friedemann Schulz von Thun (1999), in dem „der innere Kritiker“ als nörgelnder Teil eines „inneren Teams“ von Persönlichkeitsanteilen aufgefasst wird, spreche ich von der inneren Kritikerin* und verstehe sie als Phänomen einer Übersozialisation bzw. aktiv an sich selbst vollzogenen Vergesellschaftung von Frauen* (vgl. Haug/Hauser 1991) und anderen Menschen mit Diskriminierungserfahrungen. Eine so begriffene innere Kritikerin* ist eine schützende Instanz, die biografisch erschaffen wurde, um in einem diskriminierenden Außen weniger entwertende Erfahrungen machen zu müssen. Das Paradoxe daran ist: Um Kritik und Entwertung durch *andere* zu vermeiden, kritisieren sich die Betroffenen permanent *selbst*. Sie behandeln sich also so, wie sie von anderen nicht behandelt werden wollen. Der hohe Anspruch an sich selbst ist daher beides: Schutz vor äußerer Aggression und eine nach innen genommene Autoaggression. Statt den Konflikt im Außen auszutragen, wird der Erwartungsdruck vorwiegend nach innen genommen. Bourdieu (1982) würde von einer Inkorporierung der symbolischen Gewalt in den Habitus sprechen.

Schule und Studium verlaufen für kluge Mädchen* und junge Frauen* mit einer gut installierten, stark ausgeprägten inneren Kritikerin* in der Regel erfolgreich. Als gute Schülerin* und gute Studentin* gewöhnen sie sich daran, bei ihren Lehrer*innen Lob und Anerkennung zu ernten, nehmen sogar oft die Position der Lieblingsschülerin*, -studentin*, -promovendin* ein. Weil sie vielversprechend sind und oftmals auch über hohe soziale Kompetenzen verfügen, ernten sie (so lange sie niemandem ernstlich gefährlich werden) Sympathie und Wohlwollen.

Ein öffentlich gesprochenes oder geschriebenes Wort, das die innere Kritikerin* passiert und schlussendlich für andere hör- und sichtbar in die Welt darf, ist schon aus allen erdenklichen Perspektiven ausgiebig geprüft, abgewogen, dosiert und differenziert worden. Und dann kommt in der Promotionsphase meist ein Umschlagpunkt, an dem eine strenge innere Kritikerin*, die doch bislang ein Garant für Bildungserfolg war, anfängt hinderlich zu werden. Ein qualitativer Sprung steht an, für den es eine emanzipatorische Gegenbewegung zur bisherigen Selbstoptimierungslogik braucht. Denn wer von einer guten Schülerin*, Studentin* zu einer streitbaren Wissenschaftlerin* und eigenständigen Denkerin* werden will, muss sich von Lob und Zustimmung anderer unabhängiger machen und mit Sympathieverlust leben lernen.

Wer sich im Resonanzraum Wissenschaft auf wen bezieht, ist auch eine Frage der Macht. Wer rezipiert wen? Und wessen Beiträge laufen unbeantwortet ins Leere? Schon weil eine verlässliche Resonanz im resonanzarmen Raum (vgl. Rosa 2016) universitärer Wissenschaften nichts mit Gerechtigkeit zu tun hat, per se über lange

Zeit ausbleibt und die so genannte Luft nach oben immer dünner wird, ist es ab der Promotionsphase immer wichtiger, sich über weite Strecken selber Zuspruch zu geben. Die innere Kritikerin* aber sägt mit ihrem defizitorientierten Blick während dieser Durststrecken oft am eigenen Ast mit zersetzender Selbstkritik, perfektionistischen Ansprüchen, akribischen Hinweisen auf Lücken, Fehler und Versäumnisse. Sie stellt bislang Geschriebenes über Gebühr in Frage, weil sie alles „richtig machen" will. Wer eine strenge innere Kritikerin hat, nimmt sich Misserfolge und Kritik von außen sehr zu Herzen, vergrößert sie sogar in der Selbstwahrnehmung wie durch ein Brennglas, während Anerkennung und Wertschätzung anderer zwar dringend gebraucht, aber nur teilweise angenommen werden können. Zwar kann die innere Kritikerin auch konstruktiv sein, weil sie hilft, genau zu arbeiten, Ideen sorgfältig auszufeilen und die sprichwörtlichen „dicken Bretter zu bohren". Doch ihr Perfektionsstreben sollte kein Anpassungsinstrument sein.

Statt weiter an der Selbstoptimierungsschraube zu drehen und damit die Umkehrung der Schuldverhältnisse zu bejahen, schlage ich ein empowerndes Bündnis vor und unterstütze darin, sich die innere Kritikerin* Stück für Stück zur Freundin zu machen. Freundinnen dürfen uns unbequeme, ehrliche Rückmeldungen geben. Sie dürfen uns kritisieren, wenn sie es respektvoll, wertschätzend und wohlwollend tun. Oft geht die innere Kritikerin* mit uns selbst aber weitaus unfreundlicher, respektloser um, als wir es von einer Freundin* zu Recht erwarten können.

In Wissenschaftscoachings stelle ich immer wieder fest, dass Texte, Kapitel etc. nur deshalb monatelang als vorläufige Entwürfe betrachtet werden, weil die innere Würdigung fehlt, und somit kein Schlusspunkt gesetzt werden kann. Unter den Bedingungen zunehmender Prekarisierung und Arbeitsverdichtung an deutschen Hochschulen wird aber die Fähigkeit, etwas selbst Hervorgebrachtes im wahrsten Sinne des Wortes „gut sein" zu lassen, immer entscheidender.

Sich die innere Kritikerin* zur Freundin* zu machen heißt auch, den Mut aufzubringen, die Kritik wieder den anderen zu überlassen. Spätestens gegen Ende der Promotionsphase, wenn es darum geht, sich hinter die eigene Arbeit zu stellen und sie gegen kritische Anfechtungen zu verteidigen, für die eigenen Erkenntnisse in den Disput, in die Disputation, zu gehen, wünsche ich allen angehenden Wissenschaftler*innen, dass sie eine wohlgesonnene innere Kritikerin* hinter sich wissen, die ihnen den Rücken stärkt und zu ihnen hält.

Wir alle brauchen in unseren Weltbeziehungen Augen, die uns sehen und Ohren, die uns hören, brauchen Bündnisse und Resonanz im sozialen Raum. Doch nur wer sich im geistigen Zwiegespräch (vgl. Arendt 1989) kritisch *und* würdigend zu antworten vermag, schafft es in der Regel, die eigene Stimme in die Waagschale zu werfen, mit Gegenwind zu leben und den Dissens mit anderen zu riskieren.

Anmerkung

1 Lessenich (2008, 118)

Literatur

Arendt, Hannah, 1989: Vom Leben des Geistes. Das Denken – Zwei in einem. München, 179-192.

Bourdieu, Pierre, 1982: Die feinen Unterschiede – Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.

Bourdieu, Pierre, 1992: Homo academicus. Frankfurt/M.

Eribon, Didier, 2016: Rückkehr nach Reims. Berlin.

Haug, Frigga/**Hauser**, Karin, 1991: Die andere Angst. Frauenformen. Berlin, Hamburg.

Klinkhammer, Monika/**Saul-Soprun**, Gunta, 2009: Das „Hochstaplersyndrom" in der Wissenschaft. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching. 16 (2), 165-182.

Kortendiek, Beate/**Mense**, Lisa/**Beaufaÿs**, Sandra/**Bünnig**, Jenny/**Hendrix**, Ulla/**Herrmann**, Jeremia/**Mauer**, Heike/**Niegel**, Jennifer, 2019: Gender-Report 2019. Geschlechter(un)gleichheit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Hochschulentwicklungen/ Gleichstellungspraktiken/Gender Pay Gap. Studiennetzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 31.

Lessenich, Stephan, 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld.

Magnet, Sabine, 2018: Und was, wenn alle merken, dass ich gar nichts kann? Über die Angst, nicht genug zu sein. Das Impostor-Phänomen. München.

Mauer, Heike, 2019: Geschlechterungleichheiten und der Traumjob Wissenschaft. Hat Prekariat ein Geschlecht? In: GEW NRW 1/2019, 6.

Rosa, Hartmut, 2016: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehungen. Frankfurt/M..

Schulz von Thun, Friedemann, 1999: Miteinander reden 3. Das „innere Team" und situationsgerechte Kommunikation. Reinbek bei Hamburg.